
Wolfram Malte Fues

Die Gedächtnismetapher

Hypertext.

»Der Hypertext ist ein Dschungel, ein komplexes Netz aus Gedanken, in dem die Lesenden sich ihre eigenen Pfade suchen müssen und kein Pfad wie der andere ist. Hypertext – die griechische Vorsilbe »hyper« bedeutet »viel zu viel«. Viel zu viel Text also? I. . I Hypertext ist eine Folge der Wissensexplosion im 20. Jahrhundert und der damit einher gehenden Suche nach Formen, wie das sich rasend vermehrende Wissen und zunehmend komplexere Sachverhalte angemessen dargestellt werden können. Hypertexte sind wie Netze strukturiert, viestimmig, dezentriert und durch Knoten oder Links verbunden I. . I Hypertext ist der Vorstellung nach gebaut, wie Denken und Gedächtnis funktionieren. Unser Denken ist – ein Selbstversuch von wenigen Sekunden bestätigt das – sprunghaft assoziativ und also nicht linear I. . I Das WWW (World Wide Web) ist im Grunde ein aus Millionen von Hypertextdokumenten zusammengesetzter einziger monströser Hypertext, der sich ständig verändert I. . I Anfang der neunziger Jahre war auf Arte eine Sendung zu sehen, in der ein Kritiker des Internets sagte, sich im World Wide Web informieren zu wollen sei dem Versuch vergleichbar, aus einem Feuerwehrschauch Wasser zu trinken: Man bleibe dabei immer durstig I. . I Was will ich? Wo bin ich? Wie komm ich da oder dort hin (und wie wieder zurück)? – nützliche Fragen, auch für Netznomaden.«

Soweit www.rundumkultur.ch

Die griechische Präposition »hyper« bedeutet keineswegs »viel zu viel«, sondern »über etwas hinaus, über etwas hinweg« und folglich auch »darüber, oberhalb, jenseits«. Wortüber hinaus also und jenseits wovon? Hypertext ist »vereinfacht gesagt eine Sammlung von verbundenen Textsegmenten. Diese Segmente sind miteinander durch sogenannte Links bzw. Hot-words verknüpft, markierte Wörter, die nach einem Mausklick zu dem Segment führen, dessen Adresse sie gespeichert haben. Da ein Textsegment mehrere Links aufweisen kann, I. . I befinden sich die Segmente nicht in einer linearen Ordnung wie die Perlen einer Kette I. . I, sondern bilden die Form eines Netzes, das mehrere Wege von Knoten zu Knoten ermöglicht – der englische Terminus für ein Textsegment ist daher Node (Knoten).«¹

Selbst diese Beschreibung, die sachlich technisch zu formulieren sucht, greift, um sich deutlich zu machen, schließlich zum Bild vom Netz und der Perlenket-

te. Das Phänomen Hypertext scheint auf die Einbildungskraft des Bewußtseins eine besondere Anziehung auszuüben, die wir am Beispiel von *www.rundumkultur.ch* nun genauer untersuchen wollen.

Hypertext ist, heißt es dort, ein Netz. Aber ein Netz, dessen Fäden wie Pfade sind, die sich in ein Labyrinth aus ungleichen Pfaden verzweigen.² Netze, wie der kürzeste Augenschein überzeugt, vermögen etwas zu fangen, weil sie aus regelmäßiger Verknüpfung bestehen, aus sich in engerem oder kürzerem Abstand wiederholenden Maschen, die kraft dieser Wiederholung umfassender werden als auch der komplexeste, das heißt: der umfassendste Sachverhalt. Dieses Labyrinth erscheint nun zugleich als Dschungel, als Dickicht, in dem man sich nicht nur verirrt, sondern auch verfängt, hängen- und stecken bleibt, von den komplexesten Sachverhalten ausweglos umfaßt statt sie erfassend. Und schließlich folgen Netz, Labyrinth und Dschungel einer Wissensexplosion, die das Universum des bis um die Mitte des 20. Jahrhunderts systematisch oder organisch wachsenden Wissens gesprengt hat und dessen auseinanderstrebende Galaxien, Sonnensysteme und Asteroiden nun von etwas zusammengehalten werden sollen, was ihrer Sprengung ebenso entstammt wie sie überwindet. Offenbar empfindet die Einbildungskraft des Bewußtseins Hypertext nicht als ein Phänomen, das sie in ein subjektiv und objektiv zufriedenstellendes Bild setzen muß, sondern als eine konkurrierende, sie herausfordernde andere Einbildungskraft, die sie um jeden Preis überbieten, überdeterminieren muß, auch wenn sie dabei die Stimmigkeit der Bilder verletzt, die sie dazu aufeinandertürmt.

Hypertext, haben wir gehört, ist nicht einfach ein Netz, sondern ein Netz aus Gedanken, die erste zutreffende metaphorische Darstellung der Art, »wie Denken und Gedächtnis funktionieren«, was schon ein Selbstversuch von wenigen Sekunden bestätige. Ob dieses Resultat fortbesteht, wenn man den Selbstversuch um einige Minuten verlängert und sich nach den Bedingungen fragt, von denen er abhängt? Bringt uns das Phänomen Hypertext das ursprüngliche Konzept von Denken und Gedächtnis unmittelbar zur Anschauung, oder drängt uns umgekehrt seine Erscheinung ein solches Konzept in scheinbar unmittelbarer Ursprünglichkeit auf? Wo liegt das metaphorisierende Element, wo das metaphorsierte? Das »hyper« vor dem Text provoziert und produziert offenbar einen Diskurs, der jenseits der Differenz zwischen den wunschgeleiteten Phantasien subjektiver Einbildungskraft und den kritischen Regeln objektiver Darstellung liegt. Dieser Diskurs bedient sich zunächst bestimmter heteronomer Vorstellungen menschlicher Wissensproduktion (System – Explosion, Netz – Labyrinth), um mit ihrer Hilfe die maschinelle zu erklären, während er zugleich von ihr auf die menschliche zurückschließt, um nun sie mit Hilfe der maschinellen zu bestimmen (sprunghaft, assoziativ). Diese Wechselbeziehung, dieses Hin und Her beginnt, wenn ich recht sehe, die Schnittstelle zwischen mensch-

licher und maschineller Datenproduktion und -verwaltung unter einem immer dichter werdenden Metaphern-Gestöber zu begraben und sie in eine weiße Landschaft zu verwandeln, in der ihre Beschreibungen nur noch sich selbst und die Semiosen bedeuten, die sich aus dieser Autopoetik entwickeln lassen.

Wir maßen uns hier nicht an, Überlegungen dieser Landschaft aufzuwerfen, die jenes Unwetter abhielten oder gar vertrieben. Wie könnten sie das, da sogar die Kritik des Internets dem WWW subjektive und objektive Unerschöpflichkeit zugestehet und die drei für Netznomaden angeblich nützlichen Fragen schon auf den ersten Blick zeigen, daß sie nicht nur ihrer Form, sondern auch ihrer Tendenz nach mit den drei Grundfragen aller Metaphysik, wie Kant sie formuliert hat, übereinstimmen: Was soll ich tun? Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen? Wo das Netz anscheinend im Begriff steht, Schauplatz und Spielfeld transzendenzgerichteter Spekulation zu werden, wie es bereits die Hochscholastik des 13. und 14. Jahrhunderts gewesen ist, und wir vielleicht bald wieder mit Quaestiones disputatae nach Art der Frage rechnen dürfen, wieviele Engel wohl auf einer Nadelspitze Platz haben? Alles, was wir demnach hier unternehmen können, ist der Versuch, das Gestöber ein Stück weit zu zerteilen und so ein wenig zu lichten. Das soll am Konzept des Gedächtnisses und der es leitenden Metaphorik vor sich gehen.

Denken kann, muß aber nicht Ge-Denken, Ge-Dächtnis sein. Fragen und Antworten, Entwerfen und Befehlen sind ebensosehr Denkakte und haben mit dem Ge-Denken, der Re-Flexion, ursprünglich nichts gemein. Wir beschränken uns demnach auf jene Form des Denkens, in der es sich auf sich selbst, seinen Bestand, dessen Verfügbarkeit und Verwendbarkeit, bezieht, und damit auf jene beiden Prozeduren, die sich, obwohl wesensverwandt, deutlich voneinander unterscheiden: Gedächtnis und Erinnerung.

Der Begriff des Gedächtnisses (*mneme, memoria*) ruft jene Funktion des Denkens auf, in der es sich seiner bereits in verbaler oder in bildlicher Form verarbeiteten Erkenntnisse vergewissert, ohne daß sie in sinnformender Absicht selektioniert, strukturiert und hierarchisiert würden. Das Aufrufen dieser Funktion – schon ein Selbstversuch von wenigen Minuten bestätigt das – verläuft weder sprunghaft noch assoziativ, im Gegenteil: Wer versucht, früher akquiriertem Wissensmaterial über Ähnlichkeitsgleichungen auf die Sprünge zu kommen, bleibt erfahrungsgemäß so lange auf dem Sprung liegen, bis er seinen Vorsatz aufgibt und die Suche sich in dieser Aufgabe nach einem anderen Programm organisiert. Nach welchem? Und mit welchem Resultat?

»Laß uns«, schlägt Sokrates dem Theaitetos vor, »in jeder Seele einen Taubenschlag von mancherlei Vögeln anlegen, einige, die sich in Herden zusammenhalten und von andern absondern, andere, die nur zu wenigen, noch andere, welche einzeln unter allen wie es kommt umherfliegen l . .] In der Kindheit,

muß man sagen, sei dieses Behältnis leer, und statt der Vögel muß man sich Erkenntnisse denken. Welche Erkenntnisse nun einer in Besitz genommen und in seinen Schlag gesperrt hat, von denen sagt man, er habe die Sache, deren Erkenntnis dies war, gelernt oder gefunden, und dies sei eben das Wissen I. . I. Werden wir nun nicht I. . I. sagen, daß es eine doppelte Jagd gibt, die eine vor dem Besitz, des Besitzes wegen, die andere für den Besitzer, wenn er greifen und in Händen haben will, was er schon lange besessen hat. Ebenso auch kann jemand dieses nämliche, wovon er durch Lernen schon seit langer Zeit Erkenntnis hatte und es wußte, doch sich vergegenwärtigen, indem er die Erkenntnis einer Sache wieder aufnimmt und festhält, welche er zwar schon lange besaß, sie aber nicht bei der Hand hatte in Gedanken.«³

Einmal erlerntes, angeeignetes Wissen ordnet sich im Bewußtseinsraum an und um einen Sammelpunkt, in einer vereinbarenden Sphäre zu Gattungen, Arten und Individuen. Es bildet also eine Topologie verschieden klassifizierter Orte, die durch eine sie identifizierende und diversifizierende Zeichenstruktur miteinander verbunden werden. Erwachsen, urteilsfähig sein, heißt nicht nur, sich diese Sphäre und ihre Topologie zu schaffen, sondern vielmehr, über sie nach Willkür und Bedarf zu verfügen, sie, wie Plato sagt, bei der Hand zu haben. Während der Wissenserwerb den Regeln der Wildtierjagd folgt, dem Vermuten, Beobachten, Nachgehen, Aufspüren und Stellen mit all seinen Zufällen und Überraschungen, folgt die Verwaltung des erworbenen Wissens den Regeln der Haustierzucht, dem Entwerfen, Bezeichnen, Heranholen, Aufrufen und Feststellen unter größtmöglichem Ausschluß aller Zufälle und Überraschungen. Die Verwirklichung dieser Wunschvorstellung erfordert, daß ihr Subjekt, um in Sokrates' Bild zu bleiben, nicht nur jederzeit weiß, wo jeder einzelne Vogel jeder Klasse seinen Platz hat, sich also die Topologie seines gesammelten Wissens jederzeit fehlerlos vergegenwärtigen kann, sondern darüber hinaus auch, daß es jeden einzelnen Vogel von überallher, wo er gerade nach Beute ausgeht, auf- und zurückzurufen versteht, daß es also diese Topologie in allen Zufällen und Überraschungen des Wissenserwerbs jederzeit zu aktualisieren vermag. Der Anspruch, den das Bewußtsein auf sich als Gedächtnis erhebt, fordert zu seiner Einlösung eine Methode, eine Prozedur, die restlose Verfügbarkeit sicherstellt. *mneme* dringt auf sich als *techné*, als Mnemonik oder Mnemotechnik. Das seit Plato zwiespältige Verhältnis der Philosophie zu dieser von den Sophisten erfundenen und von der Rhetorik geschätzten Verfahrensweise weist einerseits dieses Drängen ab, weil es die Sinnbildungstendenz theoretischen Denkens durchquert und zerstreut, darf es aber andererseits nicht verwerfen, weil es sich damit das Material seiner Reflexion und somit die Voraussetzung seiner Konstruktionen selber entzöge. Da wir uns in die Systemgeschichte der Mnemonik jetzt (leider) nicht verlieren dürfen, halten wir für unsere Zwecke nur fest, daß sie stets auf einem räumlichen Schema beruht, einer künstlichen Topologie,

deren Orte mit dem, was zu vergegenwärtigen ist, in keinerlei analogischer Beziehung stehen sollen. An sie knüpfen sich Bilder und Bildfolgen, die nun umgekehrt eben jene Analogie aufbauen und vollziehen. (Sokrates' Bild, von dem her wir Art und Funktion des Gedächtnisses erörtert haben, trägt also den Grundriß einer mnemotechnischen Anlage schon in sich.) Bilder und Bildfolgen können gelöscht werden, während das topologische Schema bestehen bleibt, um für neue Analogie-Entwürfe Platz zu bieten.

Die Vorstellung des Hypertextes verbindet sich leicht mit dem Bild eines Sammelpunktes für erworbenes Wissen im virtuellen Raum, einem Taubenschlag, dessen Vögel und Vogelherden die Gestalt von *nodes* angenommen haben. Diese Topologie gestattet Bilder und Bildfolgen in der Gestalt von *links*, deren Zeichen und Zeichenfolgen das versammelte Wissen so lange in je anderer Kombination aufzurufen vermögen, bis die Möglichkeiten der ›Verlinkung‹ oder der Informationsgehalt des von ihnen verwalteten Wissens erschöpft sind. Hypertext entpuppt sich in dieser Betrachtungsweise als externe Wiederholung des Gedächtnisses, als maschinelle Mnemo-Technik, die derjenigen der Bewußtmachung an Schnelligkeit und Genauigkeit zwar überlegen ist, ihr Modell jedoch akzeptiert und imitiert.

Was wird nun aus dieser Metaphorisierung, wenn man sie vom einzelnen Hypertext ab- und auf das WWW bezieht, den monströsen, sich ständig verändernden Hypertext der Millionen von Hypertexten? Auch WWW und Internet sind zunächst nichts anderes als Sammelpunkte erworbenen Wissens, wenn auch ganz besonders markante. Auch sie beruhen auf einer Topologie und ihr applizierbaren Zeichen und Zeichenfolgen, wenn auch die Orte dieser Topologie nunmehr selber Hypertexte sind und die Zahl der möglichen *links* ins Unabsehbare wächst. Unterstellt man nun aber, daß die *user* des WWW bestrebt sind, ihm allmählich ihr gesamtes erworbenes Wissen und dessen Verwaltung anzuvertrauen, weil in diesem wachsenden Netz der Netze nichts verlorengelht, was einmal in es geknüpft worden ist, sondern sich höchstens verschiebt, den Ort und die Aufrufbarkeit bis zur Unauffindbarkeit wechselt, dann bekommt es jenes Ansehen, das die Berliner Philosophin Sibylle Krämer veranlaßt, von ihm als einem »kollektiven Gedächtnis« zu sprechen.⁴ Das durch hypertextuelle Externalisierung optimierte Hilfsmittel Mnemotechnik schiebt sich an die Stelle des Herrn, dem es dienen soll, um ihn schließlich zu ersetzen. Was dem Gedächtnis-Subjekt die Verfügbarhaltung des Wissens, das es sich angeeignet hat, erleichtern sollte, enteignet es nun seines Besitzes, allerdings unter dem Anspruch und dem Anschein, es schließe bei dessen Verwaltung alle Zufälle und Überraschungen endgültig aus. Die Wunschvorstellung von der Domestikation allen erjagten Wissens geht um den Preis in Erfüllung, daß ihr Landgut nicht mehr im Bewußtseinsraum liegt. Aber vielleicht kann man sie ja um das Bewußtwerden dieses Preises betrügen?

Marvin Minsky hat schon 1974 in seinem berühmten Aufsatz *A Framework for Representing Knowledge* das Universum des von Menschen erworbenen Wissens als einen Siedlungsraum kartographiert, in dem Metropolen, Groß- und Kleinstädte, Dörfer und einzelne Gehöfte durch Autobahnen, Hauptstraßen, Wege und Einzelgänger-Pfade verbunden sind und in dem Post- und Adreßbücher die Erreichbarkeit sicherstellen.⁵ Das scheint auf den ersten Blick nichts anderes zu sein als die Universalisierung der Gedächtnismetapher für ein globales hypertextuelles Netzwerk, ein weltgleicher Taubenschlag mit klassifizierten *nodes* und überall aufliegenden, verbesserungs- und erweiterungsfähigen *link*-Listen. Nur: Wenn dieser universelle Siedlungsraum das gesamte menschliche Wissen erfaßt und schließlich umfaßt – was repräsentiert er dann noch? Was für ein von ihm wie unterschiedenes Wissen verwaltet er – außer sich selbst? Wird der Wunsch nach einer Wissensverwaltung, die alle Zufälle und Überraschungen ausschließt, sich nicht allmählich so konsequent auf das bisher verwaltete sprachlich begriffliche Wissen erstrecken, dessen von abstrakten Symbolen geleiteter Erwerbsprozeß die Quelle aller jener Zufälle und Überraschungen ist, daß er schließlich das verwaltete Wissen dem verwaltenden eingemeindet, um es zuletzt mit ihm zu identifizieren? »Im Cyberspace kommuniziert man ohne lineare Texte. Man beschreibt nicht Dinge. Man macht und fühlt sie in einer gemeinsamen Welt: Nach der eng begrenzten Verarbeitung 1-dimensionaler Symbolketten, nach dem 2-dimensionalen körnigen Bild der Pixelverarbeitung, nach den Icons und Mausclicks zeichnet sich die 3-dimensionale sinnliche Umgebung von Erlebnissen und Situationsverarbeitungen im Cyberspace ab.«⁶ Vom abstrakten Zeichen, das ein Bild der Sache bezeichnet, führt der Weg über das Bildzeichen der Sache schließlich zur Sache selbst, die sich in ihrem eigentümlichen Bild darstellt. »A Framework Representing Knowledge« wird, nimmt diese Tendenz vom »kollektiven Gedächtnis« des Internets tatsächlich Besitz, »A Framework Presenting Knowledge«, Protagonist jener postsymbolischen Kommunikation, zu der Jaron Lanier sich enthusiastisch bekennt: »Nehmen wir mal an, man könnte mit einer Zeitmaschine zu den ersten Wesen zurückgehen, die eine Sprache erfanden, [. . .] und könnte ihnen VR-Anzüge geben. Hätten sie dann je die Sprache erfunden? Ich glaube kaum, denn sobald man die Welt irgendwie verändern kann, verfügt man damit über äußerste Macht und Ausdrucksfähigkeit. Beschreibungen würden sich dagegen ziemlich beschränkt ausnehmen.«⁷ Breitete sich diese Kommunikationsform über die hypertextuellen Verbindungen des WWW aus, wäre der alte Streit zwischen Ikonoklasten und Ikonodoren, Bilderfeinden und Bilderverehrnern, endgültig zugunsten der letzteren entschieden. Im Gedächtnis allen menschlichen Wissens vergegenwärtigte sich das Gewußte nicht nur als die Sache selbst in einer Darstellung, die jenseits aller Zufälle und Überraschungen läge, die aus der prinzipiellen Differenzierungskraft des Zeichens überhaupt –

der *différance* – hervorgehen, sondern es gäbe sich darüber hinaus durch sein einfaches Dasein als vielfältig veränderbar zu erkennen. Die Umkehrung, die Perversion des Verhältnisses zwischen der *mneme* und ihrer *techné* würde perfekt: Das Mittel hätte seinen Zweck nicht nur ersetzt, sondern aufgezehrt und seiner Form nach getilgt.

Ob diese Wunschstrategie sich realisieren wird, und wenn ja, ob in der eben skizzierten Weise, darüber läßt sich streiten, und darüber ist auch schon viel gestritten worden. Wir wenden uns jetzt von diesem Streit ab und der zweiten Frage zu, die wir uns am Anfang gestellt haben: Wie verhält sich Hypertext, wie das Netz der Netze zu dem, was wir als Erinnerung vom Gedächtnis unterscheiden haben?

Der Begriff der Erinnerung (*anamnesis, recordatio*) ruft jene Funktion des Denkens auf, in der es sich seiner bereits in verbaler oder in bildlicher Form verarbeiteten Erkenntnisse vergewissert, um sie in sinnformender Absicht zu selektionieren, zu strukturieren und zu hierarchisieren. Ihr liegt die Vorstellung eines Subjekts zugrunde, das zwar weiß, daß es Prädikate hat, aber davon ausgeht, sie seien ihm abhanden, außer Griffnähe gekommen, und das sich nun an die Arbeit macht, sie zu er-innern, sie in das Bewußt-Sein zurückzuholen, dem sie ursprünglich entstammen (Vorsilbe -er: sprachgeschichtlich -ur = ursprünglich, anfänglich). Diese Arbeit folgt einer Absicht. Die Funktion der Erinnerung wird immer dann aufgerufen, wenn das Subjekt ihres Denkens sich gegenüber gesellschaftlichen oder natürlichen Sachverhalten orientieren, sich als jenen eigentümlichen Sachverhalt definieren muß, in dem es mit sich übereinstimmt – auch und gerade in seinen Wünschen und in seinen Mängeln – und aus dem es deshalb zu handeln, notwendige Zwecke und Ziele zu verfolgen vermag. Erinnerung führt stets dazu, sich an etwas zu erinnern, und darin ist die Umkehrung dieses Vorgangs, etwas an sich zu erinnern, immer schon eingeschlossen und vorausgesetzt. Während also das Gedenken den Bewußtseinsraum in eine Topologie transformiert, die erworbenes Wissen dezentralisierend und externalisierend festlegt und verfügbar hält, verwandelt das Erinnern diese Topologie in die Teleologie einer Selbstbewußtwerdung, die das Archiv des Gedächtnisses durchquert und zerteilt, um sich aus seinen Beständen ein Organ ihrer Selbstbestimmung zu schaffen. Damit erhebt sich die Frage nach der Form eines Bewußt-Seins, in dem beide Funktionen in unmittelbarer Umkehrung gewiß sein können. Der Versuch, diese Frage zu beantworten, wird uns zu einer dritten, mit ihnen wesensverwandten Funktion des Denkens führen, die wir bisher vergessen haben: dem Vergessen.

Was müssen wir uns im Rahmen des Modells, für das wir uns hier entschieden haben, unter einem Bewußtseinsraum, unter Bewußtsein überhaupt vorstellen? Das Ergebnis eines Denkens, das Wissen in Form von feststellbaren

und damit zur Verfügung stehenden Resultaten hervorbringt, also eines vorstellenden Denkens (nicht alles Denken gipfelt und endet in Vorstellung). Wenn aber Denken Vorstellen und Denken, wie bekannt, reine Spontaneität ist, dann hat Denken nur als Vorstellen und in keiner anderen Weise Dasein. Vorstellung ist jedoch immer Vorstellung von etwas, das sich von der Vorstellung unterscheidet, aber nur durch diesen Unterschied existiert und insofern der Vorstellung als das in ihr noch nicht, noch nicht genau genug, noch nicht vollständig Vorgestellte angehört. Die Spontaneität des Vorstellens führt also von der Vorstellung der Vorstellung zu deren Vorstellung, kontinuierlich und infinitesimal, und in diesem sich in sich selbst verschlingenden Prozeß konstituiert und materialisiert sich das, was wir hier Bewußtsein nennen.

»Um diese kleinen Perzeptionen, die wir in der Menge nicht unterscheiden können, noch besser zu fassen, bediene ich mich gewöhnlich des Beispiels vom [...] Geräusch des Meeres, welches man vom Ufer aus vernimmt. Um dieses Geräusch [...] zu hören, muß man sicherlich die Teile, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, das heißt das Geräusch einer jeden Welle hören, obgleich jedes dieser geringen Geräusche nur in der verworrenen Gemeinschaft mit allen übrigen zusammen, das heißt eben im Meeresbrausen, faßbar ist und man es nicht bemerken würde, wenn die Welle, von der es herrührt, die einzige wäre.«⁸ Diese kleinen Perzeptionen, diese sich aus- und darin einfaltenden Vorstellungen »bilden auch jene Eindrücke, die die umgebenden Körper auf uns machen, [...] jene Verbindung, die jedes Verbindende mit dem ganzen Universum besitzt. Man kann sogar sagen, daß vermöge dieser kleinen Perzeptionen die Gegenwart mit der Zukunft schwanger geht und mit der Vergangenheit beladen ist, daß alles miteinander zusammenstimmt.«⁹

Die sich selbst affizierende und korrigierende Produktion des vorstellenden Denkens schafft dem sich erinnernden Subjekt die allgemeine Bedingung für seine Selbstorientierung und Identitätsfindung nicht nur, indem sie das Vorstellbare überhaupt miteinander in Berührung bringt und so das Material für eine vorgestellte Welt liefert, sondern auch, indem sie das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und dem Zukünftigen verbindet und so die Kontur einer Geschichte durch den gleichgültigen Kontinent des Vorstellens zieht. (Eine Identität haben heißt eine Geschichte haben.) Mehr noch: »Diese unmerklichen Perzeptionen [...] konstituieren das identische Individuum, das durch Spuren oder Ausdrucksformen charakterisiert wird, die sie von den vorhergehenden Zuständen dieses Individuums aufbewahren und wodurch sie die Verbindung mit seinem gegenwärtigen Zustand herstellen; eine höhere Einsicht könnte diese Spuren erkennen, auch wenn das Individuum sie nicht bemerken würde.«¹⁰ Die Erinnerung durchquert nicht nur den von der Vorstellung produzierten und vom Gedenken kartographierten Bewußtseinsraum, um ihrem Subjekt den Grundriß seiner Selbstorientierung und damit seiner Identität zu verschaffen.

Sie teilt zugleich gemäß dem Anspruch, den ihr Subjekt an ihrem Ursprung auf sich erhebt, die ihr begegnenden Vorstellungen in für ihn relevante und für ihn irrelevante, schließt die letzteren von sich aus und stellt die ersteren für die Konkretisierung jener Absicht auf ein Selbst bereit, die ihren Prozeß initiiert und teleologisch geleitet hat. Erinnern und Vergessen konstituieren das Sich-Erinnern gleichzeitig und gleichberechtigt. Nur diese doppelte, gegenstrebige Bewegung des Denkens verwandelt personale in individuelle Identität, indem sie ihrem Subjekt ermöglicht, eine Geschichte als seine Geschichte zu fassen.

Betrachten wir nun den Hypertext, den Hypertext der Hypertexte, das WWW nach Analogie des menschlichen als maschinelles Erinnerungsvermögen, den Raum des virtuellen Wissens als Metapher des Bewußtseinsraumes. Welche Wünsche werden in dieser Übertragung sichtbar, wozu verführt sie und wohin führt sie schließlich?

Es fällt leicht, das Netz als den Wissensraum einander provozierender und korrigierender Vorstellungen anzusehen. Was tut, wer *surft*, anderes, als sich eine Vorstellung (von etwas) geben zu lassen und die Vorstellungen dieser Vorstellung durch alle ihre Verzweigungen, durch alle verfügbaren *links* soweit wie möglich zu verfolgen und, wenn das Programm es erlaubt, diesen Weg durch das Setzen eigener *links* gemäß eigenen Ansprüchen zu verändern und zu verlängern? (Programme wie *www.assoziations-blaster.de* wiederholen geradezu den Entstehungsprozeß der »petites perceptions«, um ihn zu dramatisieren und darin zu forcieren.) Der Wissensraum des Netzes bietet der Erinnerung erheblich mehr Material als der Bewußtseinsraum. Er eröffnet ihr ein Archiv von einem Reichtum, den sich Selbstbewußtwerdung und individuierende Identitätsfindung bisher nicht haben träumen lassen. Aber: Wie steht es mit dem Übergang vom Erinnern zum Sich-Erinnern, der für beide die unabdingbare Voraussetzung bildet? Vermag das Netz zu vergessen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns ein Bild vom Netz der Netze als ganzem machen, so schlicht dieses Bild hier auch ausfallen wird. Ziehen wir zur Veranschaulichung ein anderes Netz heran, das unserer Einbildungskraft erfahrungsgemäß näher liegt, ein Verkehrsnetz, zum Beispiel dasjenige der Basler Straßenbahn. Dieses Netz umfaßt alle Strecken, auf denen sich die Bahn bewegt, sowie alle Bewegungen, die auf diesen Strecken stattfinden und von einem sich alle 24 Stunden wiederholenden Programm geregelt werden. Diese Bewegungen laufen mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten in einer genau festgelegten Folge neben- und nacheinander ab. Im Netz der Netze laufen dieselben Bewegungen alle mit derselben Geschwindigkeit ab, der Lichtgeschwindigkeit nämlich, der höchsten, die in unserem dreidimensionalen Welt-Raum möglich ist. Sie bildet den absoluten Bezugspunkt für alle linear geordneten, zeitlich bestimmbaren Bewegungsabläufe und damit auch die absolute Voraussetzung jeglichen Grund/Folge-Ver-

hältnisses. In dieser Absolutheit ist sie jedoch von den Bestimmungen ausgenommen, die sie garantiert. »Für das Licht vergeht keine Zeit«¹¹, aber eben darin eröffnet es die Dimension des Werdens und Vergehens. Der maschinelle Wissensraum des Netzes entfaltet sich also als ganzer in einem vierdimensionalen Raum/Zeit-Kontinuum, dessen Momente nicht sequentiell, sondern seriell aufeinander bezogen sind, zu jener einfachen Einheit des Vielen, die das mystische Denken schon früh in den Begriff des ewigen Nu zu fassen versucht hat.¹²

Der Wissensraum des Bewußtseins ist doppelt und darin gegenläufig bestimmt. Sich erinnernd, vermag das Subjekt der Erinnerung das Vorstellungsmaterial, das es erinnert, im Vergessen zu selektionieren und es demzufolge so zu strukturieren und zu hierarchisieren, daß es das Erinnerte an sich erinnert und ihm so die Form des Selbstbewußtseins und der individuellen Identität gibt. Vielheit und Einheit sind in der unmittelbaren Doppeltheit von Erinnern und Vergessen zwar das gleiche, aber nicht dasselbe. Benutzt dieses Subjekt nun den maschinellen Wissensraum, um sich zu erinnern, stößt es auf ein Vorstellungsmaterial, dessen Dasein über die Bedingungen individueller Selbstbewußtwerdung immer schon hinaus ist. Jeder Straßenbahnwagen, in den man steigt, ist ein und derselbe mit unbekannt vielen anderen, die auf anderen Kursen fahren und so real sind wie der ausgewählte, auch wenn ihre Realität für das auswählende Subjekt ungegenständlich und damit unbegreiflich wird. (Diese Serialität beruht keineswegs auf einer Beziehung zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, also auf Fiktion. Die anderen Bahnen fahren nicht eventuell auf noch zu bestimmenden Kursen, sondern so gewiß und so klar und deutlich bestimmt wie die eigene.) Das Subjekt der Erinnerung findet sich also in jedem Akt des Sich-Erinnerns daran erinnert, daß seine Selbstwerdung den Status ihres Materials verletzt. Die individuelle Identität, auf die es ursprünglich aus war, erscheint als bloße Abstraktion, als eigensinnig monologisch auf sich bestehende Verarmung des Erinnerungsprozesses. Der maschinelle Wissensraum des Netzes verführt es folglich dazu, diese individuelle Identität in eine Sequenz von immer neu selektionierten, strukturierten und hierarchisierten Identitäten aufzulösen, ein Vorgang, in dem sich der Wunsch abzeichnet, diese Auflösung bis zur Serialität zu steigern. »Hypertext [. . .] suspendiert [. . .] fixe Identitätsbildungen und fördert liquide Persönlichkeitsstrukturen.«¹³ Erinnerung wird durch die Vervielfachung des Sich-Erinnerns zur Entinnerung, in der die Teleologie des selbstbewußten Subjekts am Horizont seiner Prädikate verschwindet.

Schläft vielleicht gerade darin eine alte, nun erwachende Phantasie eben dieser individuierenden Identitätsbildung? Am Schluß von William Gibsons Roman *Neuromancer* vereinigen sich, wie bekannt, die beiden KIs Wintermute und Neuromancer zu einem einzigen Gebilde. »Wintermute war ein Kollektivbewußtsein, das Entscheidungen traf und damit Veränderungen in der Außenwelt

bewirkte. Neuromancer war eine Persönlichkeit. Neuromancer war Unsterblichkeit.«¹⁴ Hier unterläuft Gibson, meine ich, ein logischer Fehler. Neuromancer ist keineswegs Unsterblichkeit, im Gegenteil. »Neuromancer I. . . I Neuro von den Nerven, den Silberpfaden. Romancer – der Phantast, der Träumer. Necromancer – der Geisterbeschwörer. Ich rufe die Toten. Aber nein, mein Freund, I. . . I ich bin die Toten und ihr Reich.«¹⁵ So die KI zu Case, dem Helden des Romans. Neuromancer ist eine Persönlichkeit, denn er hat, er erträumt sich eine Geschichte. Alle Geschichten aber, zu denen die sich verzweigenden Silberpfade seiner Festverdrahtung führen, sind, insofern sie Muster individueller Identitätsbildung vorschlagen, Geschichten aus dem Reich der Toten, und wer nichts als solche Geschichten weiß, bleibt Necromancer, denn sein Traum von sich selbst beschwört immer nur andere Tote und in ihnen letztlich den eigenen Tod. Als Odysseus am Eingang zur Unterwelt Hades Opfer bringt, um den Schatten des Tiresias zu beschwören, »kamen / Viele Seelen herauf der abgeschiedenen Toten / I. . . I / Dicht umdrängten sie alle von allen Seiten die Grube / Mit grauenvollem Geschrei, und bleiches Entsetzen ergriff mich.«¹⁶ Aber der Erfindungsreiche weiß sich zu helfen: »Eilend zog ich das lange Schwert von der nervichten Hüfte / Und verwehrte den Seelen, zugleich des Blutes zu trinken. / Also nahten sie sich nacheinander; jede besonders / Meldete mir ihr Geschlecht, und so befragt ich sie alle.«¹⁷ Die Einheit mit Wintermute, der Topologie der Topologien eines Kollektivgedächtnisses, das erinnerungs- und damit handlungsfähig ist, bietet Neuromancer eine unabsehbar vielfältige Serie individueller Identitäten, die sich über den virtuellen Raum vielleicht mit ähnlicher Wahrscheinlichkeit verteilen wie die Lichtquanten über den subatomaren. Der Odysseus des Netzes der Netze läßt sein Schwert in der Scheide. Viel zuviel Text für ein Leben: Hypertext.

Anmerkungen

- 1 Roberto Simanowski: *Chaos und Vergnügen. Literatur im Internet*, in: *neue deutsche literatur*, 48(2000)3, S. 134.
- 2 Diese Metapher für den Hypertext ist inzwischen mit einem Buchdrucktext verbunden, der mit ihrer Hilfe seine eigenen Bedingungen sich vorstellt, sie überlegt und sie darin aufzuheben versucht: Jorge Luis Borges: *Der Garten der Pfade, die sich verzweigen*, in: *Borges: Werke in 20 Bänden*, hg. von G. Haefs, F. Arnold, Bd. 5: *Fiktionen. Erzählungen*, übers. von Karl August Horst, Wolfgang Luchting, Gisbert Haefs, Frankfurt/Main 1992.
- 3 Plato: *Theaitetos*, 197d–e/198d, in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher; hier zitiert nach *Werke in 8 Bänden*, hg. von Gunther Eigler, 2. Aufl., Darmstadt 1990, Bd. 6, S. 175 f.
- 4 Sibylle Krämer: *Vom Mythos ›Künstliche Intelligenz‹ zum Mythos ›Künstliche Kommunikation‹ oder: Ist eine nicht anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interak-*

- tion möglich?, in: Stefan Münker, Alexander Roesler (Hg.): *Mythos Internet*, Frankfurt/Main 1997, S. 102.
- 5 Marvin Minsky: *Eine Rahmenstruktur für die Wissensrepräsentation*, in: Dieter Münch (Hg.): *Kognitionswissenschaft: Grundlagen, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt/Main 1992.
- 6 Klaus Mainzer: *Computer - neue Flügel des Geistes?*, Berlin-New York 1994, S. 762 f.
- 7 Jaron Lanier: *Was heißt ›Virtuelle Realität?‹*, in: Manfred Waffender (Hg.): *Cyberspace. Ausflüge in virtuelle Wirklichkeiten*, Hamburg 1991, S. 88.
- 8 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Nouveaux Essais sur L'Entendement Humain*, in: *Philosophische Schriften*, hg. und übersetzt von Wolf von Engelhardt und Hans Heinz Holz, Bd. III/1, Darmstadt 1959, Vorwort, S. XXIII; ich zitiere der leichteren Verständlichkeit wegen die deutsche Übersetzung des frz. Originals.
- 9 Ebd., S. XXV.
- 10 Ebd.
- 11 Hermann Bondi: *Einsteins Einmaleins. Einführung in die Relativitätstheorie*, Frankfurt/Main 1974, S. 77.
- 12 »Vielheit und Einheit dasselbe – ein undenkbarer Gedanke.« (Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1869-1874*, in: *Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 7, 2., durchges. Aufl., Berlin 1988, S. 111).
- 13 Klaus Bartels: *Erinnern, Vergessen, Entinnern. Das Gedächtnis des Internet*; noch unveröffentlichtes Vortragsmanuskript vom Sommer 1999. – Vgl. dazu auch Wolfram Malte Fues: *Erinnerung, Entinnerung, Fiktionalität und Hyperfiktionalität*, in: Peter U. Hohendahl, Rüdiger Steinlein (Hg.): *Kulturwissenschaften/Cultural Studies*, Berlin 2001.
- 14 William Gibson: *Die Neuromancer-Trilogie: Neuromancer, Biochips, Mona Lisa Overdrive*, übersetzt von Reinhard Heinz und Peter Robert, Hamburg 1996, S. 321.
- 15 Ebd., S. 294.
- 16 Homer: *Ilias/Odyssee*, in der Übertragung von Johann Heinrich Voß, nach dem Text der Erstausgaben mit einem Nachwort von Wolf Hartmut Friedrich, München 1957, *Odyssee* XI, 36 f., 42f.
- 17 Ebd., XI, 231–234.